

*Arif Demolli*

---

***Es war ein Dorf in Kosova***

Die Lebenden und die Toten meiner Kindheit

Aus dem Albanischen übersetzt  
und mit Anmerkungen versehen  
von Basil Schader

waldgut

**traduki** Die Herausgabe dieses Werks wurde gefördert durch TRADUKI, ein literarisches Netzwerk, dem das Bundesministerium für europäische und internationale Angelegenheiten der Republik Österreich, das Auswärtige Amt der Bundesrepublik Deutschland, die Schweizer Kulturstiftung Pro Helvetia, KulturKontakt Austria, das Goethe-Institut, die Slowenische Buchagentur JAK und die S. Fischer Stiftung angehören.

**RAIFFEISEN** Der Verlag dankt ferner der Genossenschaft Raiffeisen Schweiz.

Titel der Originalausgabe: «Të gjallët dhe të vdekurit e një fëmijërie», Prishtina (Rilindja) 1993; zweite, erweiterte Ausgabe Prishtina (Faik Konica) 2002. Für die vorliegende deutsche Ausgabe wurde der Text vom Autor überarbeitet und ergänzt. Die Umschlagabbildung zeigt Reste des heute verlassenem Dorfes Murrizaja (Foto Basil Schader).

Deutsche Erstausgabe

Alle Rechte vorbehalten  
© Waldgut Verlag, Autor und Übersetzer  
2011 Frauenfeld

Autorenfoto privat  
Lektorat Katharina Raub  
Satz und Korrektorat Dr. Monika Oertner  
Gestaltung Atelier Bodoni, Frauenfeld  
Druck und Einband AZ Druck und Datentechnik GmbH, Kempten  
Printed in Germany  
ISBN 978-3-03740-262-7

Waldgut Verlag  
Industriestraße 23  
CH-8500 Frauenfeld  
[www.waldgut.ch](http://www.waldgut.ch)

---

## **Hagelschauer und Blasphemie**

**D**ieser Sommer war reich und üppig wie kaum ein zweiter. Das Heu war längst in die Scheune eingefahren oder zu Haufen geschichtet. Die prallen Maiskolben färbten sich dunkelgelb. Die Gerste war geerntet, der Weizen gut im Wuchs. Und die Obstbäume trugen so viele Früchte, dass sie unter der Last beinahe zusammenbrachen.

Nun war die Zeit gekommen, die Gerste zu dreschen.

Es war eines jener Jahre mit Schulden. Wir hatten sogar das Pferd verkaufen müssen, deshalb droschen wir mit den Ochsen.

Eine unerträgliche Hitze lag über allem. Der Staub und die Grannen der Gerste brannten wie Feuer auf der Haut. Schweißbäche rannen über unsere Körper und verschonten auch die Augen nicht. Die Ochsen drehten bei ihrem endlosen Trott um den Pflock in der Mitte des Dreschplatzes fast durch; wir selbst konnten uns kaum auf den Beinen halten. Jemand führte die Ochsen, ein anderer trieb sie mit der Gerte an, dann wendeten alle zusammen die Ähren, die sich in drei Teufels Namen nicht richtig ausbreiten lassen wollten, um sie zu dreschen und die Spreu von den hellen Getreidekörnern zu trennen.

Irgendwann um die Mittagsstunde, als Vater und ich gerade eine kleine Pause machten, während sich Mutter und Tante um die Ochsen kümmerten, fiel ihm ein Wölklein auf, klein wie eine Brombeere und leuchtend weiß. Es war eben erst über Onkel Hysens Wäldchen aufgetaucht. Augenblicklich verfinsterte sich die Miene meines Vaters.

«Diese Wolke da gefällt mir ganz und gar nicht, Sohn», verkündete er.

«Aber die ist doch winzig klein», gab ich kindlich zurück.

«Noch ist sie winzig, aber die wächst schneller, als du denkst.» Kaum hatte er seinen Satz beendet, warf er die halbgerauchte Zigarette weg. «Nimm die Gerte und schone die Ochsen nicht!»

Wir eilten zum Dreschplatz. Mutter und Tante wunderten sich, als sie uns schon wieder sahen.

«Wir sind ja eben erst gekommen», sagte meine Tante. «Ruht doch noch etwas aus!»

«Jetzt ist nicht die Zeit, auszuruhen; schaut mal dort», erwiderte Vater und zeigte mit dem Finger auf die Wolke. Sie war bereits größer geworden und färbte sich dunkler und dunkler.

Auch Mutter und Tante verstummten betroffen.

Wir schufteten wie die Wahnsinnigen. Doch selbst mit übermenschlichen Kräften hätten wir weder die widerborstigen Körnchen schneller aus ihren Ähren klopfen, noch das schwindelerregende Wachstum und das bedrohliche Schwärzerwerden der Wolke bremsen können, die nun bereits den ganzen Horizont einnahm. Der Himmel verdunkelte sich, als ob die Nacht hereinbräche. Ein stürmischer Wind hob an. Kalt und groß zerplatzten die ersten Regentropfen auf unseren schweißnassen Körpern. Kaum schafften wir es, die Ochsen in den Keller zu bringen und uns selber ins Haus zu retten. Aus dem Fenster verfolgten wir das Wogen und Brechen der Äste des Pflaumenbaums, die schwer von den eigenen Früchten und den Trauben eines Weinstocks waren, der vor Jahren eine Gemeinschaft mit ihnen eingegangen war. Einen Ast des Birnbaums ereilte dasselbe Schicksal; er leistete eine Weile lang Widerstand, um schließlich krachend zu Boden zu stürzen. Gut hielten sich einzig die geschmeidigen Zweige des Kirsch- und des Nussbaums. Bald setzte auf den Ziegeln das Prasseln der herabfallenden Hagelkörner ein, und in Kürze war der Hof weiß.

«Tragen wir den Esstisch ins Freie!», schlug Mutter vor.

Unverzüglich und ohne auf die Regen- und Hagelschauer zu achten, schleppten Mutter und Tante den Esstisch auf den Hof hinaus, deckten ihn, stellten in seine Mitte eine Schüssel und legten Löffel darum herum, als würden sie ihn für Gäste herrichten. Hierauf eilten sie rasch wieder ins schützende Haus, wo sie aus dem Fenster blickten und hofften, dass der Hagel\* nun unverzüglich aufhören würde, da ihm ja jetzt der Tisch gedeckt war.

Doch nein, die Schauer wurden nur immer stärker und ungestümer.

Dies war der Moment, als Vater auf den Balkon trat, die Hand ans Ohr legte und den Betruf des Muezzins zu singen begann. Man sagte nämlich,

dass die Hagelwolken von einem blinden Engel angeführt würden, der seinen Weg ändert, sobald er Worte aus dem Heiligen Buch vernimmt.

Doch noch bevor er dreimal richtig den Ruf «Allah ist groß» wiederholt hatte, drehte der Wind und ein wahrer Schauer von Hagelkörnern prasselte meinem Vater ins Gesicht und auf die Brust. Gleichzeitig ergoss sich ein Gießbach von der Straße in den Hof, erfasste den niederen Esstisch, riss ihn in Richtung des Dreschplatzes und schwemmte ihn mitsamt der Spreu und dem Getreide zum Uferacker hinunter.

Vater brach seinen heiligen Gesang ab, reckte die Faust zum Himmel und schrie:

«So lass es doch auch noch Hämmer regnen, elender Scheißkerl!»

Wir erstarrten auf der Stelle. Nach diesen unglaublich frevelhaften Worten erwarteten wir nichts anderes, als dass ihn unverzüglich der Blitz erschlagen würde.

Vater aber kam, als ob nicht gewesen wäre, ins Zimmer zurück und schien sich nach dem Regenbad und seinem Wutausbruch sogar noch erleichtert zu fühlen.

«Der Teufel hat's gesehen», sagte er und setzte sich auf einen Hocker, um eine Zigarette zu drehen.

Wir hingegen blieben noch immer reglos stehen, erschüttert weniger durch die Schäden, die der Hagel vor unseren starren Augen anrichtete, als durch die Verwünschung, die Vater ausgestoßen hatte.

«Heiliger Strohsack», dachte ich bei mir, «dieser blinde Engel ist offensichtlich auch noch taub, sonst wäre mein Vater nicht ungestraft davongekommen!»

«Was haben wir für Schuld auf uns geladen, o Herr im Himmel, dass du uns so hart bestrafst?», murmelte Mutter vor sich hin.

«Versündige dich nicht auch noch», flüsterte ihr meine Tante zu. «Gott weiß selbst, wann er uns die Dinge gibt und wann er sie nimmt. Und er lässt es gewiss nicht so weit kommen, dass unsere Kinder Hungers sterben oder um ein paar Äpfel betteln gehen müssen.»

Vater aber rauchte seine Zigarette und wagte weder etwas zu sagen, noch seinen Platz zu verlassen. Vermutlich bereute er seine Blasphemie inzwischen bitterlich.

Als das Wetter endlich aufklarte, gingen wir nach draußen, um das Unheil zu betrachten.

«Gott sei Dank hat mein Bruder Arbeit in Dobra Sreća. Alles, was wir gepflanzt und geerntet haben, hat der elende Hagel zunichte gemacht», seufzte Vater betroffen. «Ich möchte bloß wissen, wie die anderen es jetzt machen, wo man sich doch für den Winter rüsten sollte.»

Unwillkürlich richtete ich meinen Blick zum Himmel. So klar, so strahlend blau und so schön, wie er vor mir lag, konnte ich kaum glauben, dass genau er die Quelle all des Unheils war, das über uns hereingebrochen war.

---

## ***Die Frau, die ins Paradies kommen würde***

In Murrizaja gab es keine Moschee. Auch heilige Schriften hätte man in seinen Häusern vergeblich gesucht. Möglich, dass sich irgendein Möchtetgern-Hoxha während des Ramadans in die fruchtbaren Fluren unseres Dorfes verirrte; zu Frömmern wurden die Leute von Murrizaja deswegen noch lange nicht. Freilich wusste auch so vom Kleinsten bis zum Größten jeder, was der Himmel und was die Hölle war und wer wo landen würde. Auch mir war sonnenklar, dass in den Himmel kommt, wer zu Lebzeiten Gutes, und in die Hölle, wer Schlechtes tut. Soweit war die Sache mit dem Jenseits ganz einfach. Da die Leute von Murrizaja sich allerdings kaum je von ihren Lastern lossagen konnten und neben allem Guten immer wieder (und nicht selten durchaus willentlich!) auch die eine oder andere Missetat vollbrachten, hätte man schwerlich einem von ihnen das Paradies garantieren können. Mir zumindest war nie zu Ohren gekommen, dass jemand einem anderen diese hohe Ehre zugestanden hätte. Zwar gab es immer einige Greise und Greisinnen, die mit einem Fuß im Grab standen und im Leben fraglos viel Gutes vollbracht hatten, aber auch in ihnen sahen die Leute von Murrizaja eher künftige Vampire als kommende Engel. Vielleicht hätten sie es auch ganz einfach schade gefunden, wenn einer der Ihren wirklich in den Himmel gekommen wäre, weil er damit für immer vom Rest der Dorfgemeinschaft getrennt gewesen wäre! Jedenfalls schienen mir die meisten überhaupt nicht sicher, ob sie je die grünen Gefilde des Paradieses betreten würden.

Und dennoch hatten die Menschen von Murrizaja – als ob sie beweisen wollten, dass es immer, überall und in jedem Fall eine Ausnahme gibt – in höchst demokratischer Weise eine Person bestimmt, der sie schon zu Lebzeiten aus voller Überzeugung das Paradies zugestanden. Und, Welch Wunder!, diese Person, die so fromm, so abgeschieden von den anderen und so nahe bei Gott lebte, war auch noch eine Frau, obwohl man doch wusste,

dass Frauen nicht nur von den Männern, sondern auch von ihren eigenen Geschlechtsgenossinnen meist eher belächelt und verachtet wurden.

Zoga, so hieß sie, war etwas älter als meine Mutter und irgendwie verwandt mit uns, weshalb ich sie Tante nennen durfte. Sie war sehr schön, sie hielt und kleidete sich besser als alle anderen Frauen im Dorf. Im Gespräch war sie frei und ungezwungen, höchstens bisweilen etwas affektiert ...

Ähnlich wie das Haus von Hajdars Selman lag auch das von Zoga am Ufer des Flusses, wengleich etwas weiter entfernt, nämlich oben an einem kleinen Abhang (es schien fast, als ob man ein Haus am Flussufer besitzen müsse, um sich vor den anderen auszuzeichnen). Unmittelbar am Ufer kam zuerst ein schmaler Gürtel mit Büschen und Bäumen, dann folgten der einzige Acker dieser Familie und eine winzige Wiese mit einer Linde und drei, vier anderen Bäumen. Zuoberst schließlich thronte das kleine Haus, das (so sagte mein Vater) wie ein Wachturm von allen Seiten her sichtbar war. Man konnte meinen, Gott persönlich habe Zoga für den Himmel bestimmt, so abgeschieden wie sie lebte; umgeben zwar von allen, aber doch niemandem nahe; fern von allen und doch für jedermann zu sehen. Wer immer durch Murrizaja wanderte, warf seinen Blick wie von selbst auf jenes Häuschen mit seiner ganz besonderen Lage. Die Dorfbewohner selbst hingegen waren überzeugt, dass eben diese Lage der entscheidende Faktor im Leben und Sterben aller Frauen war, die in dieses Haus heirateten: Sie alle nämlich würden ins Paradies kommen oder waren schon dort.

Am Abhang auf der anderen Seite des Flusses, gegenüber dem Haus von Zoga, besaßen wir einen kleinen Acker. Er war von einer ganzen Reihe Bäume gesäumt, besonders aber fielen zwei mächtige Nussbäume ins Auge, deren Wurzeln bis in den Fluss reichten. Oberhalb dieses Ackers gab es ein flaches Plätzchen, wo es sich umso herrlicher ruhen ließ, als ebene Flächen in Murrizaja eher selten waren. Ich liebte es, meine Nachmittage dort zu verbringen, während die Schafe im Pferch ruhten und die Erwachsenen auf dem Feld arbeiteten.

An diesen Nachmittagen schlenderte ich von einem Baum zum anderen, kostete und verglich die Früchte, vertrieb hier und dort einen Vogel, der sich am Getreide vergriff, und kontrollierte, ob jemand eine Lücke in den Zaun gerissen, den Acker zertrampelt oder vielleicht einen Baum beschädigt hatte. Gegenüber sah ich Zoga, die im Schatten ihrer Linde ruhte.



(Auch in dieser Hinsicht schien sie eine Ausnahme machen zu wollen: Niemand sonst hatte eine Linde derart nahe beim Haus.) Egal, wie brütend die Hitze war, egal, ob die Feldarbeiten auf Hochtouren liefen: Zoga ruhte im Schatten ihrer Linde, während die anderen Frauen vor lauter Arbeit nicht einmal die Zeit fanden, eine Tasse kühles Wasser zu trinken. In solchen Momenten wurde ich richtig neidisch auf die Frau, die ins Paradies kommen würde. Sie hatte es sich wahrhaft prächtig eingerichtet: Den lieben langen Sommer verbrachte sie einfach im Schatten ihrer Linde. Was für ein Herrenleben!

Ich aß Äpfel.

Ich füllte den Korb, um auch Äpfel nach Hause zu bringen.

Ich machte mir Gedanken über die Frau, die ich da auf der anderen Seite des Flusses sah.

Die da so alleine war.

Und plötzlich interessierte mich das alles nicht mehr, angefangen von den Äpfeln bis hin zum Korb und den ewig gleichen Grübeleien über die sonderbare Nachbarin. Ich rannte den Acker hinunter und sprang über den Zaun ins fast ausgetrocknete Flussbett, wo ich mich zwischen all den bunten und vielgestaltigen Steinen und Kieseln verlor. Ich staunte über die Gewalt des Flusses, der all dieses Geröll mit sich schlepte, wenn ihn der Zorn ergriff.

Gerade als ich vom Flussbett und seinen bunten Steinen genug hatte, tauchte ganz unerwartet und nahe die Frau auf, die ins Paradies kommen würde: Tante Zoga. Mit einer Hand hielt sie sich an einem Zaunpfahl fest, mit der anderen spielte sie mit einer Distel oder sonst einer Blume.

«Aha, du sammelst Steine?», sprach sie mich mit ihrer wohlklingenden, etwas gezierten Stimme an.

«Kieselsteine», präzisierte ich und war ziemlich durcheinander.

Ich blieb wie angewurzelt stehen. Alles verwirrte mich: ihre seltene Schönheit, ihr bezauberndes Lächeln, ihre wohltonende Stimme, ihre strahlenden Augen, ihre ungezwungene Haltung. Ich konnte nicht anders, als ihr batistweißes Gesicht bewundern, ihren Hals, den eine Kette mit Münzen zierte, ihre feinen Hände, ihre neuen und sauberen Kleider. Und zugleich kitzelte ein wunderbarer Wohlgeruch meine Nase, ein Aroma, wie es keine andere Frau in meinem Umfeld verströmte.

Da begann sie also – stets freundlich lächelnd und immer etwas affektiert (vermutlich konnte sie nicht anders) – mit mir ein Gespräch zu führen, als wäre ich schon ein ausgewachsener Jüngling. Und mit derselben Affektiertheit griff sie nun in die Tasche ihrer Pluderhosen und zog ein paar Zuckerstückchen (wie selten bekamen wir Zucker!) für mich, meine Mutter und meine Geschwister hervor. Als wollte sie mich umschmeicheln wie einen Großen. Ich nahm die Süßigkeiten dankbar an, was sie zu bestärken schien, unsere Plauderei noch länger auszudehnen. Es ging um allerlei Alltägliches: Wie es der Mutter gehe, was sie machte, wie es um die anderen Geschwister stehe, warum die Mutter sie nicht öfters besuchen komme, wo man doch so nahe beieinander wohne.

«Grüße sie vielmals von mir», schloss sie wie immer unsere Unterhaltung, um langsam und in ihrem ganz eigenen Gang zu jener Linde bei ihrem Haus zurückzuschlendern, die so hingebungsvoll ihren Körper vor der Hitze und ihr Gesicht vor der Sonne schützte.

Ich rannte, um den Korb mit den Äpfeln heimzubringen. Ich wusste selbst nicht, warum ich so durcheinander war, warum mir schien, dass ich die Schafe heute viel zu spät herausließ, dass ich mich irgendwie versündigt hätte ...

Als wir am Abend alle beim Herd beisammen saßen, vergaß ich nicht, meiner Mutter die Grüße von Tante Zoga auszurichten; ich tat das sogar mit ganz besonderem Eifer. Als Antwort murmelte sie irgendetwas vor sich hin. So, wie sie klang, fand sie diese regelmäßigen Grüße ihrer Cousine eher lästig. Auch an den Zuckerstückchen freute sie sich nicht so, wie wenn sie ihr von jemand anderem geschenkt worden wären. Ich hatte den Eindruck, dass ihr etwas peinlich wäre.

Mein Onkel warf meinem Vater einen Blick zu und bemerkte mit vielsagendem Lächeln:

«Oho, jetzt hat sogar dein Kleiner schon Gefallen daran gefunden, um sie herumzuschwarzen! Der fängt ja früh an, mein lieber Bruder!»

Was diese Sticheleien sollten, blieb mir verborgen, aber ich spürte, dass der Onkel irgendwie nicht ganz unrecht hatte: Tante Zoga zu sehen, gefiel mir tatsächlich sehr. Sie war so schön. Sie kleidete sich so geschmackvoll. Sie hatte eine so milde Stimme (wohingegen ich in unserem Haus vorzugsweise raue Worte, Drohungen, Geschrei und Flüche hörte). Sie roch so gut.

Sie war so freigebig. Und schließlich war sie meine Tante, und seine Tante konnte man doch anschauen, wie und so lange man wollte!

Auf die Sprüche des Onkels hin senkten meine Mutter und ihre Schwägerin schamhaft die Köpfe, derweil mein Vater so tat, als habe er nichts gehört.

Immer konnte man sich freilich nicht taub stellen, wenn die Rede von der Frau war, die ins Paradies kommen würde. Auffällig war, dass sie permanent im Blickpunkt der Aufmerksamkeit der Männer wie auch der Frauen stand und dass es ihretwegen oft genug zu Streitereien kam. Die Standpunkte der beiden Geschlechter unterschieden sich dabei prägnant: Während die Männer meist überaus wohlwollend über sie sprachen, konnten es die Frauen kaum erwarten, ihren Kropf zu leeren und Gift und Galle gegen sie zu speien. Schon früher, anlässlich anderer Zänkereien, hatte ich mein ganz persönliches Fazit gezogen: Erstens, Männer definierten sich dadurch, dass sie alle anderen Männer als Feinde behandelten (ob sie sie wirklich hassten, war eine andere Frage), Frauen hingegen dadurch, dass sie alle anderen Frauen hassten. Zweitens, Männer liebten die Frauen offensichtlich sehr (besonders fremde Frauen). Über Frauen konnte ich diesbezüglich nichts sagen, weil ich mit Ausnahme von Behare nie gehört hatte, dass eine von ihnen über die Liebe zu ihrem eigenen Mann, geschweige denn zu fremden Männern, gesprochen hätte.

Zwischenzeitlich war es zu jener Schlägerei zwischen meinem Onkel und dem Unbekannten an der Quelle gekommen.

«Eine zweite Zoga!», flüsterten die Frauen unseres Dorfteils hinter Behares Rücken höhnisch.

«Bei Gott! Eine Zoga haben wir in unserem Viertel nie gehabt und werden auch nie eine haben!», schwor mein Onkel einmal mit zorngeschwelter Stirn, was eine ganz besonders nachdrückliche Drohung an die Adresse des Kerls zu sein schien, der sich in den Büschen bei unserer Quelle herumgetrieben hatte.

Soll einer kommen und diese Erwachsenen verstehen! Ich armer Junge jedenfalls wurde aus ihnen nicht mehr klug. Einerseits schmolzen sie (die Männer!) fast dahin, wenn sie nur den Namen Zoga in den Mund nahmen, andererseits verwarnten sie sich dagegen, eine zweite Zoga im Viertel zu

haben! Mir allerdings, Hand aufs Herz, gefielen sie beide gleichermaßen: Zoga und Behare.

«Mutter, was hast du denn gegen Tante Zoga, wenn sie dich doch so mag?», fragte ich einmal, als wir gerade allein waren.

«Weißt du, sie ist ...» Mutter errötete und schaffte es nicht, den Satz zu beenden.

Das war auch gar nicht nötig. Ich begriff auch so, dass hier irgendetwas Niedriges, Hässliches, Schlechtes im Spiel sein musste; etwas, was überhaupt nicht zu Zogas Schönheit und ihrer Liebe gegenüber Mutter und uns Kindern passte.

Einmal ging mir durch den Kopf, dass Tante Zoga vielleicht stahl und dass dies der Grund war, weshalb Mutter jedes Mal errötete, wenn ihre Cousine erwähnt wurde. Allerdings war auch in dieser Hypothese der Wurm drin: Gemäß der Religion wurden Diebe ja hart bestraft, wohingegen meine Tante nach dem Urteil der Männer von Murrizaja zweifelsfrei ins Paradies kommen würde.

«Warum macht Tante Zoga eigentlich nichts anderes, als im Schatten zu sitzen?», wollte ich eines Abends wissen, obwohl mir inzwischen klar war, dass man am besten überhaupt nicht von ihr sprach.

«Weil Zogas Land von anderen beackert wird», erwiderte mein Onkel und setzte sein übliches maliziöses Lächeln auf.

«Arbeitet sie denn gar nie?»

«Doch, doch, schon ... Nachts arbeitet sie.»

«Aha, deshalb hat sie eine so weiße Haut! Und tagsüber arbeitet sie wirklich nie?»

«Vielleicht schon mal, aber selten.»

«Und warum habe ich sie noch nie arbeiten gesehen?»

«Sie arbeitet im Geheimen.»

«Im Geheimen? Wie das? Schämt sie sich denn?»

«Nein, mein Gott! Sie schämt sich nicht, aber bei ihrer Arbeit ist das halt so.»

Mutter und Tante verließen das Zimmer mit gesenktem Kopf; angeblich hatten sie draußen noch etwas zu erledigen.

«So klein und will schon so viel über Zoga wissen!», sagte mein Onkel gutmütig und strubbelte meine Haare, als ob ich wirklich noch ein Knirps sei.

Immerhin zeigte mir seine freundliche Geste, dass wenigstens er meine Tante nicht hasste. Aber warum wollte er dann in unserem Dorfteil auf keinen Fall eine zweite Zoga? Gab es denn im Paradies nur Platz für eine einzige Frau?

Später begriff ich allmählich, dass die Frau, die ins Paradies kommen würde, eine Art Maßstab zur moralischen Beurteilung der Männer war. Wer ihr Haus betrat, galt als schamloser Lüstling, der nie wieder mit reiner Weste vor seine Frau und Kinder treten konnte. Und trotzdem: Kaum steckten zwei, drei Männer die Köpfe zusammen, kam das Gespräch über kurz oder lang unvermeidlich auf Zoga. Ausnahmslos sprachen alle voll Bewunderung über sie, wenn sie sich nicht gerade gegenseitig wegen ihr hänselten. Eben diese Männer waren es auch gewesen, die Zoga zu ihrem Übernamen verholfen und ihr das Teuerste, was es überhaupt gibt – das Paradies! – zugesichert hatten. Und zwar offenbar ganz einfach deswegen, weil meine Tante vielen von ihnen in früheren Jahren bestimmte Wohltaten erwiesen hatte und sie einigen noch heute erwies.

«Schändlich! Möge der Himmel selbst sie entehren!», schnaubten die Frauen voll Wut. «Nicht in den Himmel, nein, in die tiefste Hölle gehört die bei all den Sünden, die sie begangen hat, bei dieser unerhörten Schamlosigkeit!»

Nach dem Abendessen pflegten sich die Männer oft im Gastzimmer zu treffen. Kaum erwähnte einer den Namen meiner Tante, entstand im Raum gleich eine ganz andere Atmosphäre. Es war, als ob die Herzen der Anwesenden in einem neuen Takt schlugen, als ob ihnen die Worte plötzlich viel leichter von den Lippen gingen.

«Wäre sie nicht», sagte einer lachend, «so würden wir noch vollends verdorren! Möge Gott ihre Seele in den Blumengarten des Paradieses geleiten!»

«Nicht nur ihre Seele, auch ihren Körper!», ergänzte ein anderer begeistert. «Einen schöneren Körper als sie haben nicht einmal die himmlischen Jungfrauen; auch die wird sie in den Schatten stellen!»

«Geh jetzt ein wenig nach draußen», wies mich mein Vater an, nachdem er meine Anwesenheit bemerkt und wohl befunden hatte, dass diese Worte noch nichts für meine Ohren seien. Scheinbar passten die Gespräche über Zoga schlecht zu den erzieherischen und moralischen Normen des kleinen Staates, als den unser Haushalt sich sah.

Ich verließ den Raum mit all meiner ungestillten Neugier. Was wurde da immer über meine Tante geredet? Was waren das für außergewöhnliche Wohltaten, die sie für die Männer von Murrizaja geleistet hatte?

Manchmal bedurfte es auch keiner Worte, um zu begreifen, was für Gefühle allein schon der Gedanke an meine Tante bei den Männern weckte. Es reichte, ihre Gesichter zu betrachten, wenn sie auf den Äckern und Wiesen gegenüber ihrem Haus arbeiten gingen. Selbst Männer, von denen man nicht wusste, wann sie das letzte Mal in Zogas Haus gewesen waren oder die ihr Schlafzimmer wohl überhaupt nie betreten hatten, schienen wie von einem Zauber gekitzelt, wirkten neu gestärkt und verjüngt, wenn sie mit ihrem Werkzeug auf den Schultern in die Nähe des besagten Hauses kamen.

Die Frauen senkten in solchen Momenten ihre Köpfe. Sie waren sich nur zu gut bewusst, warum ihre Männer so strahlten, warum sie immer wieder verstohlene Blicke hinüber zu jenem Haus warfen, warum sie sich ab und zu selbstvergessen auf den Stiel ihrer Hacke stützten und versonnen zur Linde vor Zogas Anwesen hinüberspähten – und warum sie schließlich den Schattenplatz für die Mittagsrast ausgerechnet so wählten, dass er der Wiese, wo Zoga ihre Tage zu verbringen pflegte, möglichst nahe war ...

Ich weiß nicht mehr, ob auch mein Vater zu jenen gehörte, die auf den Stiel ihrer Hacke gestützt träumten und eine Zigarette nach der anderen rauchten, aber ich erinnere mich noch gut, dass meine Mutter ihm hierfür ohnehin wenig Zeit gelassen hätte:

«Hacke doch, bei Gott, hacke! Du glaubst doch nicht, dass die dort sich um dich kümmern!»

Mein Vater nahm sich zusammen. Vielleicht wollte er draußen auf dem Acker kein Geschrei aufkommen lassen, vielleicht hatte er auch gar nicht recht auf die Worte meiner Mutter gehört – Worte, für die sie bei anderer Gelegenheit sicher teuer bezahlt hätte. Er versank nur noch tiefer in seinen Erinnerungen, und auf seinem Gesicht war deutlich zu lesen, wie er an et-

was Wundervolles dachte, an etwas, was er in seinem Leben nur einmal erlebt hatte. Je strahlender aber die Miene von Vater wurde, desto mehr verdüsterte sich Mutters Gesicht. Ihr Blick wurde finster und die armen Maisstauden fielen unter dem Schwung ihrer Hacke links und rechts wie Märtyrer im Krieg.

«Pass doch auf, du ruinierst mir ja den ganzen Acker!», tadelte Vater sie dann.

Wenn allerdings er selbst wieder in seine Träume und Fantasien abtauchte, dann sauste seine Hacke genauso erbarmungslos durch die Luft und verschonte nichts, was sich ihr entgegenstellte.

«Mein Gott, Mann, du schlägst ja alles kurz und klein!», gab ihm meine Mutter mit gleicher Münze zurück. «Konzentriere dich gefälligst auf den Acker, sonst müssen wir noch verhungern!»

Mir wiederum tat der dahingemetzelte Mais herzlich leid, hatte er doch weder von den möglichen Jugendsünden meines Vaters noch von der schrecklichen Eifersucht meiner Mutter eine Ahnung und musste doch für beides bitterlich büßen.

Was wurde nicht alles über die Frau, die ins Paradies kommen würde, geredet! Aber immer fand sich jemand, der ihr den Acker pflügte, der ihre Wiese mähte, der ihr bisschen Getreide erntete und es mit seinem Pferd drosch. Zoga war immerhin Zoga! Und dass sie sich ihre weißen Hände schmutzig machte, dass ihr zypressengerader Körper sich krümmen oder ihr schneeweißes Gesicht sich in der Sonne röten würde – geschweige denn, dass sie ihre betörenden Augen mit einer Ährengranne verletzen könnte: Nein, das ging unmöglich an! (Ihr Mann aber, der einige Jahre älter war als sie, taugte leider gemäß übereinstimmendem Urteil zu keinerlei Arbeit.)

Wie sollte da einer wie ich noch klug werden aus all dieser Liebe, all dieser Bewunderung auf der einen und all dem Hass und der Verachtung auf der anderen Seite!

Wie konnte man Zoga nicht lieben, wenn sie so anmutig mit einem sprach, einen so zauberhaft anblickte und einem so leckere Zuckerstückchen gab! Wie konnte man sie anders als faszinierend finden, wenn man all die märchenhaften Erzählungen der Männer hörte, wenn man das Leuch-

ten sah, das sich auf ihren Gesichtern ausbreitete, sobald nur der Name Zoga fiel!

Wie konnte man, umgekehrt, anders, als sie bis auf den Tod hassen, wenn man den bitteren Worten der Frauen Glauben schenkte! Wie konnte man anders, als sie zutiefst verachten, sie, die schändlichste Frau von ganz Murrizaja!

Nun, über den Hass triumphiert stets die Liebe, über die Verachtung die Bewunderung. Noch immer, so hieß es, klopfen viele Männer und Jünglinge heimlich an der Tür meiner Tante an. Aber wem öffnete sie? Es gab ja derart viele Männer und Jünglinge in unserem Dorf, aber nur eine Frau, die ins Paradies kommen würde. Sie traf ihre Auswahl, sagte man; sie ließ nicht jeden ein. Für jene, die einmal das Glück gehabt hatten, Zogas Schlafzimmer von innen zu sehen, war das der Grund zu mächtigem Stolz, und noch aufblasener waren die, welche sie noch immer besuchten. Bei allem, was vorne herum beteuert wurde, hatte ich doch das Gefühl, dass das höchste Ansehen unter den Männern von Murrizaja jener genoss, der am häufigsten von meiner Tante empfangen wurde. Eigentlich war es ein doppelbödiges Spiel: Sobald es um andere ging, gaben sie vor, Zoga niederträchtig und verwerflich zu finden; ging es aber um sie selbst, so liebten und bewunderten sie die Frau, die ins Paradies kommen würde, wie keine zweite.

(Als ich erwachsen wurde und Murrizaja langsam mit etwas Distanz betrachtete, kamen mir die ersten Zweifel an den Worten meiner Dorfgenossen. War das Ganze wohl nichts als eine Art kollektiver Täuschung, ein Zauber, ein Wachtraum, der dem allgemeinen Wunsch entsprang, im eigenen Bett eine hübsche und heitere Frau, frei von Stallgeruch, zu haben? Angesichts der Tatsache, dass Zogas Mann weder neues Land dazukaufte noch seinen Viehbestand aufstockte, nahm ich an, dass er jeden wie auch immer verdienten Dinar für ihre schönen Kleider, für Schminke und für Zogas wundersame Parfüms mit all ihren verschiedenen Aromen ausgab. Gut möglich, dass die anderen Männer des Dorfes diese Liebe und dieses seltene Glück schlicht nicht aushielten und sich aus diesem Grund alle möglichen Lästergeschichten ausgedacht hatten. Und nachdem sie diese Geschichten oft genug wiederholt hatten, begannen sie sie vielleicht selbst zu glauben und berauschten sich an ihren eigenen Märchen.)



Einmal abgesehen von den heimlichen Gedanken meines Vaters und Onkels, galt es in unserer Familie als größte aller Schändlichkeiten, um das Haus meiner Tante herumzuschleichen. Freilich, sie war die Cousine meiner Mutter, aber nie hätte diese einen Fuß über die Schwelle von Zogas Haus gesetzt. Und als ich größer wurde, stand auch ich vor dem Dilemma: Sollte ich oder sollte ich nicht zu unserem Acker beim Fluss gehen? Es waren ja beileibe nicht nur die Äpfel der dortigen Bäume, die mich anzogen. Vermutlich gerade, weil so viel darüber geredet wurde, stachelte jenes isolierte Häuschen meine Neugier mehr und mehr an – jenes Haus mit seinem Gürtel von Bäumchen und Büschen, der, wie man sagte, extra gepflanzt worden war, um die Besucher zu verstecken, die am Tag und in der Nacht zu der Frau gingen, die ins Paradies kommen würde: zu meiner Tante Zoga also, die in Murrizaja ein ewiges Feuer der Liebe und des Hasses entflammt hatte, das wohl auch dann noch lodern würde, wenn sie selbst schon längst auf dem Unteren Friedhof die letzte Ruhe gefunden hatte.

«So eine wird von der Erde schon gar nicht aufgenommen werden», wetterten die Frauen unseres Dorfteils voller Häme.

Ich konnte mir denken, dass die Frauen aus dem Rest des Dorfes ähnlich dachten.

Ich weiß nicht warum, aber mein sehnlicher Wunsch war, dass Zoga weder altern noch je sterben möge. Was sollte sie auch im Himmel? Den Himmel und mehr als ihn hatte sie doch schon hier auf Erden, wo sämtliche Männer sie bewunderten, liebten, ihr halfen und ihr, wie es hieß, alles schenkten, was sie begehrte.

Sie aber ruhte während alledem im Schatten ihrer Linde, zuoberst auf dem kleinen Hügel. Sie wirkte, als throne sie auf dem Dach der Welt, als wäre sie eine Göttin, die sich keinen Deut um die Geschehnisse der Sterblichen kümmerte, geschweige denn um das neidvolle Geschwätz der Frauen aus dem Dorf. (Wer weiß, vielleicht genügten ihr die Liebe und die Bewunderung ihres Gatten, vielleicht gab ihr dies die Stärke, mit dem Lächeln einer Göttin auf all jene zu schauen, die sich zwischen sie und ihren Mann drängten und Anteil an einer Liebe und Glückseligkeit haben wollten, die ihresgleichen suchte.)

Begehrte ich Tante Zoga? Bewunderte ich sie? Liebte ich sie? Hasste ich sie? Verachtete ich sie?

Ich weiß selbst nicht, welches von diesen Gefühlen das stärkste war, wenn ich Zoga vor ihrem kleinen Tempel erblickte; ich weiß nur, dass ihr Anblick mich nie unberührt ließ. Und dass ich mir klein, sehr klein vorkam, wie ein winziges Käferchen, das Tante Zoga von ihrer Höhe herab wohl nicht einmal wahrnahm. Auf jeden Fall ging ich weiterhin so oft es sich einrichten ließ zu unserem Acker am Fluss, auch wenn ich anschließend jedes Mal noch ein Stück verwirrter war.